

Allitera Verlag

edition monacensia
Herausgeber: Monacensia
Literaturarchiv und Bibliothek
Dr. Elisabeth Tworek

Oskar Maria Graf

Der harte Handel

Ein bayrischer Bauernroman

Text der Erstausgabe von 1935

Mit Oskar Maria Graf's »Der gute Handel«
und seiner Einführung zum Roman im Anhang

Nachwort von Ulrich Dittmann

 Münchner Stadtbibliothek®
Monacensia
Literaturarchiv und Bibliothek

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Mai 2012

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

Copyright © by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

© 2012 für diese Ausgabe: Landeshauptstadt München/Kulturreferat

Münchner Stadtbibliothek

Monacensia Literaturarchiv und Bibliothek

Leitung: Dr. Elisabeth Tworek

und Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink, unter Verwendung des

Bildes »Bauernhof am Hintersee« von Paul Schuch

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-012-5

Inhalt

Der harte Handel	7
Anhang	112
Oskar Maria Graf: »Der gute Handel. Eine Bauerngeschichte nach einer wahren Begebenheit«	112
Oskar Maria Graf: Einführung zum Roman »Der harte Handel«	120
Nachwort	122
Editorische Notiz	127
Postskript zur Rezeption	128

Kleine Vorbemerkung

Dieser Roman behandelt einen Kriminalfall aus meiner bayrischen Heimat. Die ersten Kapitel entstanden während der letzten Wochen der Kanzlerschaft Brünings, in der Ära Schleicher wurde die Arbeit fortgesetzt und als das Manuskript beendet war, übernahm Adolf Hitler in Deutschland die Macht. Da ich durch Herkunft, Landschaft und Sprache, durch die Art des Lebens und Denkens mit den bayrischen Bauern tief verbunden bin, erwachsen mir alle notwendigen Kenntnisse stets aus dem täglichen Mitleben, nie aus dem toten Material der Information. Grade in jener Zeit, als ich diesen Roman schrieb, konnte ich die schrecklichen Formen der Bauernnot, welche die Verschärfung der Weltwirtschaftskrise mit sich brachte, aus nächster Nähe beobachten. Ich habe aber auch alle Schattierungen des bäuerlichen Sich-zur-Wehr-setzens mitgemacht und ich erlebte die mehr als drastischen Auswirkungen der gesetzgeberischen Maßnahmen, welche die genannten Regierungen zur Behebung dieser Not, zur »Gewinnung der bäuerlichen Seele« und zur sogenannten »Gesundung des Nährstandes« erließen. Wenn mein Roman auch all diese Erscheinungen nur, soweit dies notwendig ist, im Darstellerischen berücksichtigt, so glaube ich doch, daß der Leser damit ein besseres und lebendigeres Bild gewinnt als durch trockene Denkschriften, Statistiken und Referate. Joseph Lederer, der Held der Handlung, und seine Nebenspieler sind typische bayrische Bauern. Nie hat dieser Bauer ein besonderes Vertrauen zum Staat und seinen Regierungen gehabt. Sein Mißtrauen den »Oberen« gegenüber ist unausrottbar. Er verachtet jedes Gesetz, das in sein Leben hineingreift. Er ist stets gegen jene Mächte, von denen er glaubt, daß sie ihm seinen Besitz streitig machen.

Immer gingen die deutschen Gesetzgeber von der – man kann ruhig sagen – furchtsamen Voraussetzung aus, man müsse diesen Bauern noch besitzbewußter machen. Die Brüning'schen Entschuldungs-Experimente bäuerlicher Betriebe, der seinerzeitige Hugenberg'sche

Vollstreckungsschutz und das so viel gerühmte nationalsozialistische »Erbhofgesetz« lösen den Bauern gewissermaßen immer mehr aus der sozialen Gemeinschaft heraus. Sie machten und machen ihn nur noch antisozialer und privater und ändern dennoch nichts an seiner wirtschaftlichen Lage. Die Joseph Lederers werden also solange bleiben wie diese Staaten.

Dieser Roman ist Studie und Bild zugleich. Aus dem Gefühl einer sozialen Verantwortung heraus habe ich es immer als meine schriftstellerische Aufgabe betrachtet, die Menschen und Zustände so zu schildern, wie sie wirklich sind. Wer die Wirklichkeit aufhellt und ihr eine unzweideutige Gestalt zu geben vermag, der schafft Erkenntnisse für die Zukunft. Mag's auch so mit diesem Buch sein.

Oskar Maria Graf

I.

Es war eine frische, mondhelle Märznacht. Ganz ausgesternt wölbte sich der blanke Himmel, rundum auf den schneefreien, aufkeimenden Feldern stand ein dünner Dunst, und es roch kräftig nach Dung und feuchter Erde.

Auf der ausgefahrenen Gemeindestraße, die von Weimbering nach Besenberg durch leicht hügelige Äcker führt, ging der Amrainer-Sepp, mit seinem richtigen Namen Joseph Lederer, torkelnd heimwärts. Ärgerlich stieß er seinen dicken Weichselstecken oft und oft grimmig auf den Boden und knurrte halblaut vor sich hin: »Und grod mit Fleiß mog i 'it! Grod mit Fleiß 'it!« Er war beim Unterbräuwirt in Weimbering gewesen und hatte dem ein schlachtbares Kalb angeboten. Ein zäher, schandmäßig schlechter Handel war daraus geworden. Immer wieder war der Wirt von der eigentlichen Sache abgewichen, hatte dem Sepp eine Maß Bier um die andere aufgeschwatzt und dabei den Preis des Kalbes unglaublich tief herabgedrückt.

»I mog Di (mag dich) it drucka (nicht drücken), Sepp! I mog dös it!« biederte der Wirt in einem fort. »Und i brauch aa (auch) Dei' Kaibi (Kalb) it! Absolut it! I reiß' mi it drum, wia gsogt! Und um *den* Preis scho glei gor it! Ausgeschlossen! I krieg ja Kaibin ganze Pack jetz'! Schier 's Haus laffa s' mir jetz' ei, d'Baur!« Das war auch nicht gelungen. Der Wirt als größter, zahlungskräftigster Metzger weit und breit, der konnte leicht Preisschinden. Froh war jeder Bauer, wenn er überhaupt kaufte. Immer noch besser, als sein Vieh auf gut Glück auf den Markt treiben, die Zeit damit zu versäumen, unnütz Geld auszugeben und dabei sich zuguterletzt mit jedem Preis abzufinden. Jetztigerzeit nämlich war es nicht mehr wie anno in der Inflation und in den etlichen guten Jahren danach, wo die Aufkäufer und Metzger von weiß Gott woher kamen und sich geradezu um das Schlachtvieh rissen. Wie weggeblasen waren sie seither. Die Märkte stockten. Handel und Wandel auf der ganzen Welt waren verfahren. Mitunter sah's direkt

aus, als würde überhaupt kein Fleisch mehr gegessen. Beim Metzger war es sündteuer, aber der Bauer bekam für das Lebendgewicht kaum seine Futterkosten herein. Und so war es auch mit allem, was aus dem Boden kam. Niemand konnte sich dieses Mißverhältnis erklären, aber jeder mußte darüber klagen. Mürb, kleinlaut und verbittert waren die Bauern allerorten, und die gesetzgeberischen Maßnahmen besserten nicht das mindeste. Zuerst war das sogenannte Notschlachten streng verboten, denn die Metzgerinnungen ließen eine solche Schädigung ihrer Interessen nicht zu. In seiner Verzweiflung griff mancher Bauer zur Selbsthilfe. Er nahm das Beil, schlich nachts in den dunklen Stall und schlug unbarmherzig seiner Menzkuh oder dem Kalb den Fuß ab. In der Frühe hing das geschlachtete Stück Vieh bereits in der Tenne, und dem fleischbeschauenden Trostinger Tierarzt log und jammerte man die Ohren voll über ein solches »Unglück«. Er konnte nichts einwenden, stempelte die Stücke und gab die Genehmigung zum Verkauf. Das brachte immer noch mehr ein, als sein Vieh dem Unterbräuwirt zu geben. Der hatte überall seine Aufpasser und Zuträger und war unerbittlich. Er pochte auf sein Recht. Er ging her und zeigte die Sache kurzerhand an. Von der Tenne heraus wurde dem Bauern das Fleisch beschlagnahmt. Sie mußten es nach Trosting auf die Fleischbank geben und dort wurde es für einen noch elendigeren Preis an die Stadtfleischhändler verkauft.

Indessen die Bauernnot stieg und stieg unaufhaltsam. Jetzt hob die Regierung das Notschlacht-Verbot auf, aber leider – wer sollte denn bei diesem Elend auf einmal soviel Fleisch kaufen? Nun stand wieder das Vieh im Stall und fraß das teure Futter weg. Der Preis für Lebendgewicht sank und sank von Tag zu Tag. Da hatte der Unterbräuwirt ein leichtes Machen.

Der Amrainer-Sepp war kreuzfuchtig. In einem fort mußte er an das sinnlos ausgegebene Geld denken. Jahr und Tag kam es nicht vor, daß er vier Maß Bier trank, denn die Amrainer von Besenberg waren von jeher als die geldgierigsten, geizigsten Leute bekannt, und der alderknauserigste davon war der Sepp. Samt all seiner Sparsamkeit aber: sein Pech war schier noch größer. Die meisten Bauern hatten in der seligen Inflationszeit ihre Häuser hergerichtet, hatten sich Elektromotoren und landwirtschaftliche Maschinen gekauft. Beim Amrainer geschah nichts dergleichen. Der uralte Hof blieb, wie er war – und das viele, viele Geld aus selbiger Zeit lag heute noch in der Truhe. Nicht

einmal das Verbrennen war es wert. Darüber war der Sepp ganz verbissen geworden. Insonderheit schon deswegen, weil er wegen dieser bockstarrten Dummheit noch den Spott auch einstecken mußte.

Wieder fiel ihm der Unterbräuwirt ein. Er reckte seinen baumlangen Körper und schnaubte hart auf. Sein Kopf war bierschwer, sein Hirn dumm und stumpf, sein Magen rumorte. Säuerlich stieg's von der Gurgel herauf, wenn er rülpste, und blieb ekelhaft kleben auf der speichligen Zunge. Der Sepp spie aus. Spie und schluckte alsdann wieder. Er verfluchte den erbärmlichen Stand des Bauern in jetziger Zeit, verwünschte sein Kalb, die ganze derzeitige Staatsordnung, doch die meiste Wut hatte er über den fetten, abgebrühten Unterbräuwirt. Während des ganzen Schacherns nämlich hatte der ewig so verfängliche, spöttische Zwischenfragen eingeschoben. Zum Beispiel warum er – der Sepp – mit seinen zweiunddreißig Jahren noch immer keine Schneid zum Heiraten habe? Wo er doch, seit sein älterer Bruder Xaverl im Feld gefallen sei, einziger Erbe des fast schuldenfreien Hofes wäre? Und wo doch Bauerntöchter grad nach der Auswahl rundum seien? Und noch dazu und obenauf: Seine Mutter wär' doch gottfroh, wenn sie übergeben könnte!

»Jetzt hot Dir doch d'Brandversicherung scho Dei' Stodl (Heustadel) neu herbaut!« warf der Wirt frech hin. »Und wennst jetzt noch an richtigen Batzn Geld d'erheiratst, kannst D' doch Dein'n Hof leicht neu herrichtn ...«

Heiraten? Der Sepp bekam bei diesem Wort stets ein Gesicht, als beiße er in eine saure Zitrone. Mißtrauisch und verschlossen von jeher, waren ihm besonders Weibsbilder zuwider. Für ihn gab's nur eins: Arbeiten, wiederum arbeiten und – raffen. Den Leuten ging er aus dem Weg. Weiß Gott, was das war mit ihm, er paßte nirgends dazu. »Ah! Ah, jetz loß mir doch amoi (einmal) a Ruah mit Dein'n Heiraten!« wich er dem Wirt aus, aber der ließ nicht locker und zum Schluß sagte er gleich gar: »No! I versteh' Di it, Sepp...? Ja Herrgott! Du wartst gwiß, bis Dir der Hof aa no o'brennt, daß Dir d'Veversicherung a neu's Haus herbaut?« »Ah! Ah! Mei Ruah loß mir! Ah! Ah!« machte der Sepp wie in einer Zwickmühle und wurde verlegen. Dann ging er.

Er kam jetzt auf der Besenberger Höhe an und blieb stehen.

»Sauwirt, windiger!« brummte er mürrisch und schaute rundherum. Das weite Land lag tot und still da. Der hohe Mond verbreitete eine ungewöhnliche Helligkeit und die Hügel sahen aus wie mächtige

Wellen. Weit vorn um die Höhen schob sich der Trostinger Forst im Halbrund wie eine dunkle Mauer vor den Himmel. Von Freiselfing zog er sich herüber bis nach Pfreimding, das rechter Hand auf einem schrägen Buckel pappte. Linker Hand verliefen sich die Hänge und flachten ab. In der Ferne zackte sich undeutlich das Gebirge. Drunten in der sanften Mulde tauchte das weitläufige Dorf Besenberg auf, und gleich das erste, lang hingestreckte Bauernhaus ohne Zaun herum, das ungefähr wurfweit davon entfernt, seitab von der Straße ganz einschichtig auf einer leicht erhöhten Wiese stand, das war der Amrainerhof. Ein flaches, breit auslaufendes Dach hatte es, und vorne wie auch an den Seitenfronten lief eine schiefhängende, hölzerne Altane. Die Fenster waren winzig klein. Hinten die Tenne war ganz aus Holz. Eine Auffahrt mit Hohlbrücke führte in diese und unter der Tenne lagen Wagenremise und Stall. Weiter weg, in der Wiese, ragte der neue, scharf viereckige Heustadel auf.

Der Sepp hob sein stoppelhaariges, hageres Schnurrbartgesicht, prüfte wie witternd die Umgebung und wurde ruhiger. Er sah scharf, immer schärfer auf den Heustadel, dann wieder auf das geduckte, dunkle Haus daneben, und seine etwas hervorgequollenen Glotzaugen wurden nach und nach belebter. Es war, als überlege er. Ein zerschlissenes Lächeln huschte über seine Züge. Er fuhr mit dem Daumen und Zeigefinger in die linke Westentasche, grub eine Weile darin herum und zog nacheinander vier Fünfmarktaler heraus. Er wog das Geld nachdenklich in seiner schwieligen Handmuschel und schien keinen Groll mehr zu haben.

»Ah! Do muaß er ja!« kam es wie von selbst über seine Lippen. »Dös is doch Sach' gnu (genug)!« Er fuhr leicht erschreckt zusammen, als jetzt die Besenberger Kirchenuhr dreiviertel Zwölf schlug, ließ schnell die Taler wieder in seine Westentasche gleiten und ging hastiger weiter.

Erst kurz vor dem Amrainerhof verlangsamte er seine Schritte. Drüben beim Leerbacher bellte der Hund auf und da und dort antworteten welche von den Nachbarhäusern. Der Sepp knirschte unterdrückt und trat von der Straße auf den weichen Feldrain. Behutsam schlurfend ging er jetzt dahin, und als er endlich an der feuchten, abgebröckelten Stallwand des Hauses angelangt war, lauschte er angestrengt. Das Bellen hatte aufgehört. Alles schlief in tiefster Ruh'. Schmal an die Wand gedrückt tappte der Sepp weiter bis zum Fenster

der Knechkammer, die hier zu ebener Erde neben dem Stall lag. Er besann sich. Sein Herz schlug. Ganz wach und klar war er wieder.

»Wastl! He! Wastl!« keuchte er und klopfte an die Fensterscheiben. Drinnen räkelt sich jemand im Schlaf. »Wastl! He! Aufmach'! I bin's, der Sepp!« wiederholte er dringlicher. Der Knecht gab Antwort, kroch mühselig aus dem Bett und kam auf das Fenster zu.

»Geh weita, mach!« drängte der Sepp draußen noch mehr und: »Ja! Jaja! Wos is's denn schon wieda?« wimmerte der Knecht ziemlich mürrisch. Er tat den einen wackligen Fensterflügel auf und fragte halblaut und ungeduldig: »Wos wuist (willst) denn scho wieda?« Ihm war schon etliche Tage nicht gut. Gestern hatte er sich hinlegen müssen. Elendiglich jammerte er, der Sepp sollt' ihn doch endlich in Ruhe lassen mit seinem Zeug, das komme ja doch einmal auf.

»So sei doch stad (still)! Eini loß mi, mach!« beschwichtigte ihn der Sepp aufgeregt hastig. »Mach!« Der Knecht kam an die hintere Stalltür und ließ den Bauern herein. Vorsichtig tappten sie durch das winklige, dämpfige Dunkel. Das Vieh im Stall nebenan schnaubte gemächlich, ein Roß prustete und eine Henne gackerte schlaftrunken. Eilsam schloß der Sepp in die Knechkammer und zog den Wastl mit. Er drückte behutsam die Türe zu, hörte nicht auf das Gebrumm des Knechtes, der sich wieder ins Bett legte, hockte sich auf den Holzschemel und schnaufte sich ein wenig aus.

Gutding eine Stunde blieben die zwei beieinander. Nur der fahle Mond blinkte zum Fenster herein. Nichts rührte sich im Haus, nur ihr halblautes Flüstern füllte die Kammer.

»Ah! Dei' Kranksei' ist doch dös best' Alibi!« sagte der Sepp einmal, als der unmutige Knecht sich wieder so sträubte.

»Mit'n Stodl is's doch aa ganga und koa Mensch hot's gspannt,« erinnerte er und setzte dazu: »Dös muaßt D' doch ei'kenna, daß i dö oit (alte) Kaluppn it übanehma mog!«

Mit einem Fünfmartaler fing der Handel an. Beim dritten meinte der Knecht immer noch, er mag nicht. Und überhaupt – hunds-miserablig sei er beieinander, wenn's nicht besser werde, gehe er ins Krankenhaus. Der Sepp ließ nicht nach. Er fand die besten Töne. Beim vierten Taler schließlich bekam er das Übergewicht.

»Und dös sog i Dir, Wastl – wenn i amoi Baur bin, i woaß wos mei Pflicht und Schuidigkeit is,« sagte er fast pathetisch und setzte noch wärmer dazu: »I loß Di' seiner Lebtog nimma an Stich!« Er drückte

die vier kalten Taler in die heiße Hand des fiebernden Knechtes und stand auf: »Konn i mi verloßn, Wastl? Machst ös?«

»Ja-ja! Ja-ja!« gab der Knecht sein Wort.

»Ganz gwiß?«

»Ja-ja, daß a Ruah is!« stöhnte der Wastl abermals und drehte sich ächzend um. Der Sepp wünschte ihm eine gute Nacht und schlich durch den Stall in seine Schlafkammer hinauf. Am andern Tag nach der Neun-Uhr-Brotzeit machte er sich auf, ging nach Trosting hinüber, fuhr von da aus auf der kleinen Lokalbahn bis nach Trudering und langte gegen Mittag in Keferloh auf dem Roßmarkt an. Komisch, er hätte es eigentlich mit dem Gehen einfacher gehabt. An solch heiteren Tagen, wenn man gut Schritt hielt, war man in vier und einer halben Stunde dort. Der Sepp sparte stets das Fahrgeld. Diesmal aber sah es aus, als möchte er möglichst schnell weit weg von Besenberg kommen.

»Guatding Nocht werd's scho, bis i wieder kimm!« hatte er zu seiner Mutter gesagt. Das war schon viel. Die zwei standen arg wortkarg miteinander.

»Meintwegn kimmst, wenscht mogst...! Werst (Du wirst) scho an rechtn Heita (minderwertigen Gaul) mitbringa!« warf die alte Amrainerin hin, bekam aber keine Antwort mehr.

Es wurde Nacht. Das Gebetläuten war schon lang vorüber. Beim Amrainer schliefen sie und das Dorf lag wie eingesargt. Hinten in der Amrainertenne fing es fein und dünn zu knistern an. Langsam wurde das Vieh im Stall unruhig, riß schnaubend an den Ketten und fing schließlich zu brüllen an. Plötzlich schlug das Feuer durch das dürre Dachgebälk. Die erhitzten Ziegel zersprangen und fielen krachend herab. Der Leerbacher-Toni schrie als erster durch das offene Ehe-kammerfenster: »Brenna tuat's Brenna tuat's!« und im ganzen Dorf wurde es rebellisch. Die Leute liefen zusammen. Die Kirchenglocken der Umgegend fingen zu läuten an. Die Feuerwehr rückte aus und war machtlos. Ein Höllenlärm umfing das brennende Haus, und es blieb eigentlich nichts weiter übrig, als den Heustadel vor dem Brand zu schützen.

Mit zerzaustem Haar, in der Nachtjacke und im Barchentunterrock, barfuß in Pantoffeln, so kam die alte Amrainerin ins Freie gelaufen. Die Dirn sprang plärrend von der Altane herab und verstauchte sich den Fuß. Mit knapper Not konnte man den kranken Knecht aus sei-

ner qualmenden Kammer erretten, denn die Feuerwehrmänner hatten das Vieh abgehängt und trieben es mit aller Mühe durch die ausgerissene Türe. Die Rösser jagten wiehernd und wie wildgeworden in die durchflackerte, weite Dunkelheit, aber die Kühe drückten sich furchtsam und verängstet aneinander, wölbten sich übereinander und wollten nicht von der Stelle; schleppen und halbtot prügeln mußte man sie, um sie außer Gefahr zu bringen. Die Säue hinwiederum rannten schauerlich plärrend im prasselnden Winkelwerk herum und zwei davon verbrannten. Die andern vier wollten, nachdem man sie endlich im Freien hatte, immer wieder in das Feuer und die aufgescheuchten Hennen gar, die gingen fast zur Hälfte zugrunde. Sie flogen schrill gackernd im Feuer auf und fielen herab in die Glut wie große, triefende Dolden.

Weinend und verschreckt stand die Amrainerin da und jammerte. Alles ging drunter und drüber. Die Weiber schrieten und klagten, die Männer stritten und regierten kopflos, und als die Weimbertinger, die Freiselbacher, Pfreimdinger und Trostinger Feuerwehren auf den Platz kamen, war der ganze Hof nur noch ein lodernder Feuerhaufen.

»Ja Himmikreizsakra, wo is denn eigentli der Sepp?! Der Sepp!!« schrie der Besenberger Feuerwehrhauptmann Lochbichler die weinende Amrainerin an, und auf einmal fragten alle so stürmisch, auf einmal wollte es jeder wissen, als hänge davon Rettung und Klärung ab.

»So! Z'Keferloh...? Und dahoam brennt d'Sach o'!« schimpfte der Lochbichler. »Der is ja guat!«

Und der Lorinser meinte: »No, do kunnt er doch scho lang z'ruck sei! Ausrechnat wenn's brennt, is er beim Roßkaaffa (kaufen)!« Es war bloß so hingeschrien in der allgemeinen Aufregung, aber einige schienen doch ein Mißtrauen zu fassen. Als jedoch der Sepp später mit einem fetten Grauschimmel ankam, da war es dann doch ganz anders, denn der junge Bauer wurde ganz verstört über das Unglück. Er fing buchstäblich zu weinen an, und jeder Mensch hatte ein richtiges Erbarmen mit ihm. Der Lochbichler war der erste, der zu ihm und der Amrainerin sagte: »Noja Sepp, jetz is's hoit (halt) gschehng (geschehen), aber es werd in Gottesnam' scho wieder werd'n! D'Besenberger hobn nu nia an Besenberger an Stich loßn!«

Aufrichtig war es gemeint. Der Sepp faßte sich wieder. Ihn, seine alte Mutter und die Eh'halten nahm man beim Leerbacher auf. Das eingefangene Vieh konnte in den Nachbarställen untergebracht werden.

Die Feuerwehren spritzten noch alles halbwegs ins Ungefährliche und zogen ab. Der Üblichkeit entsprechend hielten die Heimfahrer beim Unterbräu in Weimberting Einkehr und selbstredend unterhielt man sich dabei eifrig über dem Amrainer sein Unglück.

»Gott sei Dank, sie san (sind) ja versichert, ‘s Amrainers, sunst waar’s ja glei gor schiach,« meinte der Heinzbauer von Freiselfing.

»Jaja, eigntli ... A rechta oit’s Zeig is’s ja schon gwen, ‘s Amrainerhaus,« sagte der Jani von Pfreimding, und es hatten alle diese Ansicht.

»Noja, oanerseits derf er ja schier froh sei, daß er jetz a neu’s Haus herbaut kriagt,« meinte hinwiederum der Unterbräuwirt von hintenherum und machte sich dabei seine eigenen Gedanken. Die andern verstanden diese Andeutung nicht weiter unrecht, und der Wirt natürlicherweise hütete sich, ein Gered’ aufzubringen. Es ging ihn ja auch nichts an.

Spät nach Mitternacht war es schon, als sich die Wirtsstube leerte. Die Feuerwehrleute torkelten mitunter bedenklich, die Spritzenwagen fuhren langsam voraus. Weit hinterdrein, paarweis oder auch zu dritt, folgten in weiten Abständen die eifrig disputierenden Männer. Schief saßen ihre gelben, hohen Helme auf dem Kopf. Weithin erschallend drangen ihre Stimmen durch die stille Sternennacht ...